

Allgemeine Moden-Zeitung



Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Wöchentlich
erscheint
eine Nummer.

66. Jahrgang.

Preis jährlich:
ohne Stahlstiche 6 Tblr.
mit Stahlstichen 8 Tblr.

Bei Sturm und Nacht.

Novelle
von
August Schrader.
(Fortsetzung.)

Als das Feuer in dem Ofen brannte, hatte der Alte sich umgekleidet: er trug eine gelbe Piquet-Jacke, eine Mütze von weißer Baumwolle und große Filzschuhe. Nachdem er die Pfeife angezündet, warf er sich behaglich auf das Sopha und rauchte wie ein Stadtsoldat aus alter Zeit. Gottlieb sah verwundert den metamorphosirten Gast an.

„Herr Starke raucht nicht!“ meinte er.

„Jeder nach seinem Geschmacke.“

„Das wohl!“

„Ein Chaussseegeld-Einnehmer kann ohne Pfeife nicht leben.“

„Sind Sie denn Chaussseegeld-Einnehmer?“ fragte Gottlieb erstaunt.

„Ja! Man hat mir diesen Posten als Belohnung für meine Dienste gegeben. Er wäre schon gut, wenn er mehr einbrächte. Avanciren kann ich nicht, so werde ich denn als Einnehmer sterben müssen. Hm, Sie dienen meinem Freunde Starke wohl schon lange?“

„Das will ich meinen. Aber ich bin mehr Freund als Diener.“

„Wie es scheint, steht sich Starke besser als ich...“

„Oh! Oh, Herr Starke ist ein steinreicher Mann,

das weiß ich! Er könnte ein Schloß bewohnen, wenn er wollte.“

Der Einnehmer machte große Augen.

„So!“ rief er im tiefsten Basse. „Ein Schloß könnte er bewohnen...“

„Aber er will nicht.“

„Freut mich, daß es meinem Jugendfreunde so wohl geht. Wir stammen aus einem Dorfe und haben mitsammen auf einer Schulbank gegessen. Dann kamen wir bei einem Meister in die Lehre.“

„In die Lehre?“

„Ja.“

„Was haben Sie denn, wenn ich fragen darf, gelernt?“

„Das kann Jeder wissen... wir sind Beide gelernte Schneider.“

Gottlieb schnitt ein unbeschreiblich dummes Gesicht. Er hätte seinen Herrn für Alles, nur nicht für einen Schneider gehalten. Und aus dem Schneider war ein Millionär geworden, denn dafür galt Herr Starke. Der Alte schüttelte den Kopf; nach seinen Begriffen lag ein solches Glück im Reiche der Unmöglichkeit.

„Sie müssen es wohl wissen,“ murmelte er, „da Sie der Jugendfreund meines Herrn sind. Was doch in der Welt aus einem Menschen werden kann!“

Er wollte gehen. Der Einnehmer rief ihn zurück.

„Noch ein Wort, Freund, und zwar im Vertrauen. Sie können doch schweigen?“

„Natürlich, Herr!“

„Ist mein Freund Starke krank?“

„Nun, so recht gesund ist er eigentlich nicht.“

„Das habe ich schon bemerkt.“

„Mitunter bekommt er Anfälle, die mich in Schrecken jagen; aber sie gehen rasch vorüber.“

„Für Geld kann man die besten Doctoren haben.“

„Mein Herr will keinen Doctor; wenn ich davon spreche, wird er grob. Und auf Fräulein Claudia hört er eben so wenig. Sonst vermag sie viel über ihn; in diesem Punkte nichts. Der Anfall, den Sie gesehen haben, war nur schwach . . . wir haben schon ganz andere Dinge erlebt. Ich sollte eigentlich nicht darüber sprechen, es ist mir verboten; aber da Sie der Jugendfreund sind . . . mir fällt ein, daß die Wirthschafterin und Fräulein Claudia . . . ganz recht . . . verhalten Sie sich ruhig, lieber Herr, sehen Sie nicht aus dem Fenster und gehen Sie vorsichtig mit Feuer und Licht um. Das geringste Geräusch könnte Unheil anrichten. Mir geht heute so viel durch den Kopf . . . ehe ich es vergesse, will ich doch nachsehen, ob die Gartenarbeiter die Thür nicht offen gelassen haben. Ich bin verantwortlich für die Sicherheit . . . es ist schon spät . . . um den Nachmittagschlaf bin ich gekommen . . .“

Die letzten Worte sprach Gottlieb schon auf der Schwelle; er drückte die Thür an und gleich darauf hörte man den Schlüssel im Schlosse. Der Einnehmer schien nicht zu gewahren, daß er eingeschlossen ward; er streckte die Beine aus und schmauchte fort. Ueber sein volles Gesicht verbreitete sich bald ein zufriedenes Lächeln. Bald sah er ernst und zornig aus, je nachdem sein Geist sich mit angenehmen oder ärgerlichen Dingen beschäftigte. Von Zeit zu Zeit gab er dem Feuer Nahrung. Dann schmauchte er fort und pflegte mit großer Behaglichkeit der Ruhe.

Ludwig saß wie auf Kohlen; er wußte nicht, wozu er sich entschließen sollte. Das Eine war ihm klar geworden: der träumerische Gottlieb, der offenbar an Zerstreutheit und Gedächtnißschwäche litt, hatte längst vergessen, daß er ihn, den Lieutenant, eingelassen. Gottlieb war ja siebenundsechzig Jahre alt, man konnte sich über seine Schwäche nicht wundern. Während der Alte mühsam die Treppe hinabstieg, murmelte er vor sich hin:

„Wüßte ich nur, was aus dem Offizier geworden wäre! Ich weiß genau, daß ich ihn in das rothe Zimmer gebracht habe . . . und nun ist er wie ein Geist verschwunden.“

„Gottlieb!“ rief eine sanfte Stimme.

Claudia stand auf der letzten Stufe der Treppe,

die durch eine auf dem Corridor angebrachte Laterne hell beleuchtet ward.

„Ich komme schon, Fräulein!“

„Haben Sie den fremden Offizier gefunden?“

„Nein.“

„Unbegreiflich!“

„Das sage auch ich.“

„Vielleicht haben Sie ihm das Gastzimmer geöffnet . . . besinnen Sie sich nur!“

„Ich komme so eben von dort. In dem Gastzimmer befindet sich nur der alte Herr, der einige Tage bei uns bleiben wird. Er hat mir so viel erzählt . . .“

„Sehen Sie noch einmal in dem rothen Zimmer nach.“

„Mit Vergnügen.“

Gottlieb schritt über den Corridor und nahm eine brennende Kerze, die auf einem Tische stand. Dann zog er den Hauptschlüssel hervor und öffnete eine der Thüren.

„Was will Er?“ rief eine markige Stimme. „Habe ich Ihn gerufen? Der Kerl stört mich, während ich mir Mühe gebe einzuschlafen! Hinaus, oder ich greife zur Reitpeitsche! Donnerwetter, ich hätte besser gethan in dem Hotel zu wohnen, wo mein Pferd steht!“

Gottlieb warf erschreckt die Thür zu.

„Herr im Himmel, wie kommt denn der entsetzliche Mensch hierher?“

„Es ist der Oberförster Freiberg.“

„Das höre ich wohl.“

„Haben Sie ihm denn nicht das Schlafzimmer angewiesen?“

„Natürlich! Er muß ausgezogen sein.“

„Gottlieb,“ flüsterte Claudia ängstlich, „Sie haben wieder einmal eine große Confusion angerichtet!“

Und Gottlieb lächelte wie ein Mann, der seiner Sache gewiß ist.

„Glauben Sie doch das nicht, Fräulein! Ich weiß nur zu gut, was ich thue und lasse. Der Herr Oberförster denkt nicht daran, daß er bei fremden Leuten ist. Das ist ein sonderbarer Mann! Wenn es ihm einfällt, quartirt er sich noch einmal um, das werden Sie sehen. Er hat ja nicht Ruhe und Raft. Hören Sie nur, er raisonnirt noch fort wie ein abziehendes Gewitter.“

„Oeffnen Sie das Gartenzimmer!“

„Gut!“

„Sie werden dort den Offizier untergebracht haben.“

Gottlieb ging eine schmale Treppe von fünf Stu-

fen hinab und betrat einen Corridor, der sich durch den Seitenflügel zog. Die Fenster dieses Flügels gingen nach dem Garten hinaus.

„Hier ist das Gartenzimmer.“

„Öffnen Sie!“

Der Hauptschlüssel that seine Schuldigkeit. Kaum hatte sich die Thür in ihren Angeln gedreht, als ein durchdringender Schrei sich hören ließ, der Schrecken und Schmerz zugleich ausdrückte.

„Der Großvater!“ rief Claudia, die diesen Schrei schon kannte.

Und sie stürzte in das Zimmer, das bis dahin dunkel gewesen war. Vor dem Sopha lag ein Mann auf den Knien, der sich ängstlich umsah. Sein kleines, von tausend Falten durchkreuztes Gesicht war leichenblaß, seine Augen glühten unheimlich. Ein grauer Schlaspelz hüllte die abgemagerten Glieder des Millionärs ein, dessen Kopf fast haarlos war. Ueber der runden hervorstehenden Stirn zeigte sich ein dünner grauer Büschel, der wie Borsten emporstarre.

„Großvater!“ schluchzte die bestürzte Enkelin.

„Nun ist es vorüber!“ stammelte leise und erschöpft der kleine Mann. Ihr habt mich erschreckt . . . das war vielleicht gut. O, diese Krämpfe, sie werden mich bald unter die Erde bringen. Zum zweiten Male heute . . . hilf mir auf, mein Kind, die Knie schmerzen . . . ich habe dieses Zimmer aufgesucht, weil die Kühle mir wohlthut.“

Claudia unterstüßte den Großvater, der die bebenden Arme ausgestreckt hielt. Als er auf den Füßen stand, konnte man seine kleine verknocherte Gestalt erkennen. Das bräunliche Gesicht glich dem einer Mumie. Und doch glühten die Augen noch, die unruhig von einem Gegenstande zum andern schweiften.

„Sind Sie allein gewesen, Herr Starke?“ fragte Gottlieb.

„Ganz allein. Ich bin heute aus meinen Gewohnheiten gekommen, das Wiedersehen der alten Freunde hat mich aufgeregt . . . Führt mich fort! Mich friert . . . Der Winter stellt sich zeitig ein . . . ich werde wohl das nächste Frühjahr nicht erleben. Eine eisige Kälte rieselt durch mein Gebein. Ja, das Alles ist eine unheilbare Krankheit! Denkt daran, Kinder, ich zähle fünfundsiebenzig Jahre!“

„Thut Nichts, Herr Starke!“ tröstete Gottlieb, wie er schon oft getröstet hatte. „Sie haben eine zähe Natur . . . das kann ich von mir nicht sagen.“

Claudia hatte verstohlen das Zimmer durchspäht; von der Anwesenheit des Offiziers machte sich keine

Spur bemerkbar. Gottlieb zog die Vorhänge des Himmelbettes zurück.

„Warum das?“ rief Herr Starke erschreckt.

Der Alte taumelte zurück.

„Heiliger Gott!“ flüsterte Claudia, die glaubte, Gottlieb habe eine Entdeckung gemacht.

„Was hast Du bei dem Bette zu thun?“ kreischte der kleine Mann, der plötzlich in Zorn gerathen war. „Warum beseitigst Du die Vorhänge? Warum betastest Du die Kissen?“

„Ich muß doch nachsehen, Herr Starke . . .“

„In dem Bette liegt Niemand!“

„Natürlich. Ich dachte, der Herr Oberförster . . .“

„Freiberg wohnt in dem rothen Zimmer. Du weißt es ja . . .“

Der Rentier wollte gehen. Die Enkelin reichte ihm einen Krückstock, der am Boden lag.

„Danke, mein Kind!“

Er stützte sich auf den Stock. Nun mußte er stehen bleiben, um einen Hustenanfall abzuwarten, der seinen ganzen Körper erschütterte. Der arme Millionär bot einen traurigen Anblick.

Im Vorübergehen warf er einen stechenden Blick auf das Bett.

„Schließe die Vorhänge!“ schrie er auf. „Ich kann die Unordnung nicht leiden! Nein, nein . . . zuvor öffne das Bett . . . man ist nicht sicher . . . die Leute schleichen sich ein, um zu stehlen. Alle Welt wittert Schätze bei mir; und noch habe ich nur so viel als ich zum Leben brauche.“

Der ängstliche Gottlieb zögerte.

„Gehorche!“ befahl, mit dem Stocke drohend, der Herr.

Der Bediente warf die Decke zurück.

Herr Starke legte beide Hände auf den Krückstock und sah mit langem Halse nach dem Bette. Sein Blick war starr, alle seine Gesichtsmuskeln zuckten und die farblosen schmalen Lippen kniffen sich zusammen.

„Nichts! Nichts!“ murmelte er. „Ich wußte es wohl . . . es kann ja gar nicht sein . . . Schließ nur die Thüren, das ist das beste Mittel . . . Gottlieb, laß keine Thür offen! Vor den Fenstern sind Gitter . . . o, mein Kopf! Ist mir doch, als ob ich erblinden sollte. Die Last des Alters drückt gewaltig, ich spüre es wohl. Du meinst, Gottlieb,“ fügte er unheimlich lächelnd hinzu, „ich habe eine zähe Natur?“

„Natürlich, Herr Starke! Und warum sollten Sie auch nicht? Sie werden noch zehn Jahre und

länger leben. Wenn ich längst todt bin, reisen Sie noch in das Bad."

"Warum weinst Du, Claudia?"

"Sprich doch nicht von solchen Dingen. Genieße das Leben und freue Dich mit den Freunden, die Dich werthschätzen."

"Das will ich. Nun führe mich in mein Zimmer, daß ich schlafen gehen kann. Die Zeit ist da . . . und auch Ihr begehrt Euch zur Ruhe. Fort! Gottlieb, schließe das Zimmer."

Sie gingen auf den Corridor zurück. Claudia wünschte gute Nacht, küßte dem Großvater die Hand und verschwand durch eine Thür. Gottlieb brachte seinen Herrn in ein freundliches Stübchen. Herr Starke entließ den Diener, nachdem dieser Alles zur Nachtruhe vorbereitet hatte. Gottlieb kannte die Gewohnheiten des Rentiers, der stets allein sein Bett aufsuchte; er entfernte sich, ohne ein Wort der Verwunderung über die Vorgänge des Tages zu sprechen. Zehn Minuten später herrschte völlige Ruhe in dem Hause des Millionärs, während in der Straße der lebhafteste Verkehr sich noch regte.

2.

Ludwig Freiberg hatte es über sich zu gewinnen vermocht, länger als eine Stunde ruhig zwischen den Damastvorhängen zu verbringen. Der Schlaf, der den Einnehmer im Sopha überrascht, hatte den Lieutenant bei der Vollbringung dieses Niesenwerks unterstützt. Die Thür war verschlossen, das Fenster vergittert . . . ihm blieb Nichts als das zweite Bett aufzusuchen und ruhig den Morgen zu erwarten. Den Einnehmer, der ein schlichter ruhiger Mann zu sein schien, hoffte er für sich zu gewinnen. Was er that, that er ja für Claudia.

Er sah in das Zimmer.

Der Einnehmer saß mit geschlossenen Augen auf dem Sopha; aber er rauchte noch. Kleine Wölkchen quollen aus seinem Schnurrbarte. So hatte er oft an seinem Fensterchen gesessen zwischen Wachen und Schlafen. Das Feuer in dem Ofen war erloschen, die Kerze tief herabgebrannt. Der Sturm heulte fort mit vermehrter Gewalt; nicht selten versetzte er dem Fenster einen derben Stoß. Man hörte auch, wie er die Zweige der Kastanien rüttelte und Ziegel von dem Dache zur Erde schleuderte. Es war ein Novembersturm mit der ihm eigenen düstern Romantik.

Der Lieutenant wollte seinen Platz verlassen. Ein Geräusch an der Thür hielt ihn zurück. Es war ein

leises Tasten an dem Schlosse, ein ungewisses Hin- und Herfahren auf der hohlen Blechplatte. Es ließ sich deutlich unterscheiden. Eine halbe Minute dauerte dieses Geräusch, dann hörte man den Schlüssel sich im Schlosse drehen.

Der Gedanke durchzuckte den Lieutenant: „Claudia kommt!“ Gottlieb würde nicht so vorsichtig verfahren, würde das Schloß energisch öffnen.

Nun ward die Thür leise aufgestoßen.

Ludwig lauschte, den Athem an sich haltend, durch eine Spalte in der Gardine. Er hatte das ganze Zimmer vor sich.

Die schwere Eichenholzthür öffnete sich langsam . . . der Mann im grauen Schlafpelze, auf seinen Krückstoch gestützt, trat zitternd ein. Eine hohe Mütze von schwarzem Sammet bedeckte sein Haupt. Das Männlein schloß mit Anstrengung die Thür hinter sich. Als er den Einnehmer sah, nickte er zufrieden mit dem Kopfe. Er schlich dem Tische näher.

„Andreas! Andreas!“ wisperte er.

Der Einnehmer riß die Augen auf und starrte die Erscheinung in dem kastanienähnlichen Rocke an.

„Ah, ah!“ lachte der Rentier, dessen Stimme der eines Knaben glich. „Alter Freund, bist Du so schlaftrunken, daß Du mich nicht erkennst?“

„Martin!“ polterte Andreas Grundner, indem er ruhig mit dem Daumen den Tabak in den schwarzen Meerschamkopfs drückte. „Wahrlich, Du bist es.“

„Gut, daß Du noch nicht schläfst.“

„Warum denn, Freund?“

„Wir müssen uns noch ein halbes Stündchen unterhalten.“

„Kann wohl geschehen.“

„Der Bär, der Freiberg, wird uns nicht stören. Er ist ein guter Mann, ein braver Charakter; aber roh und bissig wie seine Jagdhunde. Das kann ich nicht ertragen, denn ich leide an Nervenschwäche. Das kleinste Geräusch verursacht mir Krämpfe. Ach, könnte ich dieses Leiden beseitigen, ich gäbe die Hälfte meines sauer erworbenen Vermögens darum.“

„Ha, ha,“ murmelte Andreas, „es ist doch Nichts vollkommen in der Welt! Ich bin gesund, habe Nerven wie ein Löwe und schlafe beim gräßlichsten Donnerwetter . . . aber die Sorgen, die Sorgen! Ja, die rütteln mich oft aus dem besten Schlafe. Du kennst diese Vipern nicht, hast Alles, was des Menschen Herz begehrt, und doch . . .“

„Laß das!“ unterbrach ihn der Rentier, der sich so gesetzt hatte, daß er dem lauschenden Lieutenant das

volle Gesicht zulehrte. „Laß das, Alter. Bist Du müde?“

„Im Gegentheil, ich bin munter wie ein Fisch, denn ich habe schon ein Stündchen geschlafen. Wenn Du mir das Rauchen erlaubst, kann ich die ganze Nacht wach bleiben.“

„So rauche, rauche!“ wisperte der Rentier, der sich fest in seinen Pelz hüllte und dann mit der Hand über das bartlose Gesicht fuhr. „Benutzen wir das Alleinsein zu einem traulichen Gespräche. Ich liebe das . . . wir sind ja Jugendfreunde!“

„Das sind wir, Martin! Sieh', ich will offen mit der Sprache herandrücken . . . jetzt kann ich es; so lange ich in Deinem nobeln Zimmer war und die vornehme junge Dame sah, konnte ich es nicht. Später kam der Oberförster, der Bärbeißige . . .“

„Gut, gut, rücke heraus mit der Sprache. Wenn Du fertig bist, komme ich an die Reihe. Sei nicht blöde, Andreas; ich helfe gern, wenn ich kann. Wie hast Du erfahren, daß ich in der Residenz wohne?“

Andreas hielt den Meerschäumkopf an die Kerze und schmauchte so gewaltig, daß das kleine Zimmer ganz mit Rauch erfüllt ward. Martin hielt den Pelztragen vor den Mund; er suchte sogar ein Hüfteln zu unterdrücken.

„Das sollst Du gleich hören! Mein Chauffeehaus liegt fünf Meilen von hier, mitten im Walde. Das nächste Dorf ist eine Stunde entfernt. Ich kann wohl sagen, daß ich wie ein Einsiedler lebe. Jahrelang komme ich in keine Stadt, in kein Dorf. Was ich brauche, bringen mir die Botenweiber mit. Gemüse und Kartoffeln baue ich in meinem Garten . . . na, wenn ich auch nicht gut lebe, so lebe ich doch. Der Mensch gewöhnt sich an Alles. Ich habe ein baares Einkommen von jährlich sechsundneunzig Thalern. Das beiläufig, damit Du meine Lage genau kennen lernst. Nun muß ich ein wenig weit ausholen. Es mögen zwanzig Jahre sein . . . meine Frau lebte noch. Wir hatten Wetter wie heute . . . Regen und Schnee flog prasselnd an die Laterne, die in meinem Fenster brannte. Da es Abend war, hatte ich den Schlagbaum herabgelassen, wie dies Vorschrift ist. Ich saß in meinem Lehnstuhle und las die Zeitung, die Dorfzeitung nämlich. Die Passage war den Tag über stark gewesen, gegen Abend hatte sie nachgelassen. Wie gesagt, es war auch ein schreckliches Wetter, ich hätte meinen Hund nicht hinausjagen mögen. Um das Haus herum brauste es, als ob es mitten im Meere stände. Meine Frau rief mehr als einmal: „Gott sei uns gnädig!“

Da klopfte es an das Fenster. Ruhig öffnete ich meine Klappe. Da stand ein Wagen, den wir nicht hatten ankommen hören. In dem Scheine der Laterne sah ich, daß die Pferde dampften. Ich gab den Zettel hinaus und wartete auf Geld. „Hilfe! Hilfe!“ rief eine Frauenstimme in dem Wagen. „Erbarmen, meine Mutter stirbt! Schafft Hilfe!“ — Der Mann, der am Fenster stand, meinte, die Dame sei unterwegs krank geworden; ich möchte nur den Schlagbaum öffnen, daß der Wagen rasch die Stadt erreichen könnte. Und das that ich denn auch. Ich drehte, und der Baum rasselte auf. Eile war ja das Beste, was man anwenden konnte. Indem ich den Kopf durch das Fenster steckte, hörte ich einen durchdringenden Schrei. Aus dem Wagen wand sich eine graue Masse, die rasch meinem Hause näher kam. Der Mann, der den Zettel empfangen hatte, warf sich darauf. Nun hörte ich wieder eine Frauenstimme um Hilfe schreien. Ich griff nach meinem Degen und stürzte hinaus. Die Thür war verriegelt. Das machte Aufenthalt . . . als ich in das Freie trat, jagte der Wagen davon. An den Steinufen vor dem Fenster lag ein hellgrauer Gegenstand . . . es war eine leblose Frau. Von dem Wagen hörte und sah ich Nichts mehr. Wir trugen die Frau in die Stube . . .“

In diesem Augenblicke schlug die Pendule neun.

„Ist das ein Zufall!“ rief Andreas. „Damals schlug meine Schwarzwälder auch neun, als wir die Frau auf das Bett legten.“

„Ein merkwürdiger Zufall!“ murmelte lächelnd der Rentier.

Er zog den Pelztragen empor, als ob ihn der Frost schüttelte. Sein Kopf, halb sichtbar, schien einem kranken Knaben anzugehören, dem der Arzt erlaubt hat das Bett zu verlassen. Ludwig konnte den Rentier genau beobachten und zugleich die Erzählung des Einnehmers hören.

„Weiter! Weiter!“ wisperte Martin Starke.

Andreas Grundner blies seine Pfeife an, dann fuhr er fort:

„Solche Dinge hatten sich in meinem einsamen Chauffeehause nie zugetragen. Ich wußte wahrlich nicht, was ich beginnen sollte. Meine Frau war gefaßter; sie nähte den Kopf der Kranken mit Essig, öffnete ihr das Kleid und deckte sie warm zu. Einen Arzt konnten wir nicht schaffen, das Städtchen, in dem ein solcher zu finden, war über zwei Stunden weit und einen Boten hatte ich auch nicht. Jeder Christenmensch mußte sich darüber wundern, daß man eine kranke Frau auf

der Straße zurückgelassen hatte. Ich ging noch einmal hinaus, weil ich vermuthete, es könne Jemand zurückkommen; aber die Vermuthung war grundfalsch, es zeigte sich keine Seele. Hätte ich nur den Schlagbaum gleich herabgelassen! Ich ärgerte mich, daß ich diese Maßregel außer Acht gelassen. Ein Verbrechen lag jedenfalls vor. Na, dachte ich, die Kranke wird schon Auskunft geben, wenn sie sich erholt hat. Aber die Kranke lag wie todt in dem Bette; sie mochte eine Frau von vierzig und einigen Jahren sein und hatte recht angenehme Züge. Ihr seidener Mantel war mit Pelz gefüttert und Alles was sie trug deutete auf eine vornehme Dame. Wir wußten in den ersten Stunden nicht, ob sie schlief oder ob sie todt sei. Ihr feines Gesicht war leichenblaß, ihre geschlossenen Augen sahen dunkelblau aus und keines ihrer zarten Glieder regte sich. Das dunkle Haar hing wirr über den Hals herab. Es ließ sich erkennen, daß der Puz gewaltsam zerstört war. Das junge Mädchen, das für die Mutter um Hilfe gerufen, hatte der Mann gewiß in den Wagen zurückgeschleppt. An Schlafen war in jener Nacht nicht zu denken. Gegen vier Uhr Morgens zuckte die Kranke plötzlich zusammen. Dann wimmerte sie wie ein Kind, das heftige Schmerzen empfindet. Sie griff zitternd nach der Brust und nach dem Kopfe. Ich sehe Alles noch so deutlich vor mir, als ob es gestern Abend geschehen wäre. Auf unsere Fragen antwortete sie nicht, sie schien uns auch nicht zu verstehen. Meine Frau meinte, die Fremde hätte Krämpfe, die sich bald legen müßten. Die Krämpfe gingen auch vorüber, aber dann regte sich die Frau nicht, und wie wir auch fragen mochten, wir erhielten keine Antwort. Um sieben Uhr mußte die Post kommen und sie kam pünktlich wie immer. Als ich das Horn hörte, machte ich den Schlagbaum auf und ging hinaus.

(Fortsetzung folgt.)

F e u i l l e t o n .

(Originelle Curiositäten-Sammler.) Es giebt wohl nichts so Wertloses, das nicht dennoch für Liebhaber einen relativen Werth besäße und wir finden überall Originale, welche eine wahre Manie und Leidenschaft haben, altes Gerümpel aufzuhäufen. Es giebt Sammler von alten Münzen, altem Eisen, alten Scherben, alten Tabaksdosen, Knöpfen, Spazierstöden, Regenschirmen, Briefmarken, Büchern — ja, wir kannten sogar

einen Menschen, der eine Sammlung von Ratten- und Mäuseschwänzen besaß. So wurde vor Kurzem in Paris, Rue Miro-mesnil, der Nachlaß eines reichen Mannes versteigert und da auf der Anzeige stand, daß außer dem Mobilien auch eine sehr zahlreiche Sammlung von Gemälden, Kupferstichen, Radirungen, Zeichnungen und Stahlstichen aus dem Kunstcabinet des Verstorbenen mit verkauft werden sollte, so fanden sich eine Menge Kunstliebhaber ein, um wo möglich eine gute Acquisition zu machen. Ein solcher Kunstfreund, der sich ebenfalls durch den artistischen Theil der Versteigerung anlocken ließ, beeilte sich, in den zweiten Stock des Hauses hinaufzusteigen, wo die Auction der Kunstgegenstände eben seit einer Stunde begonnen hatte. Da saß der gerichtliche Taxator in einem großen Zimmer, welches ganz mit eingerahmten Bildern und ungeheuren Pappkartons voll Stahl- und Kupferstiche angefüllt war, so daß die Käufer kaum den nöthigen Platz hatten; er schlug eben einem derselben ein großes Gemälde, ein Portrait, dessen Rahmen allein wohl zwanzig Francs werth sein mochte, zu dem Gebot von sechs Francs fünfzig Centimes zu. Dies machte den Kunstfreund einigermaßen stutzig und gab ihm keinen großen Begriff von den Kunstwerken des verstorbenen Sammlers.

„Ein anderes Portrait!“ rief mit näselnder Stimme der Sachverständige, welcher dem Auctionator beigegeben war und hielt dabei den anwesenden Käufern und Liebhabern ein neues Gemälde hin.

Es entstand ein allgemeines Gelächter im Saale; der Auctionator selbst hielt sich die Seiten vor Lachen.

„Was giebt's denn?“ fragte der zuletzt eingetretene Kunstfreund einen Bekannten, neben dem er stand.

„Sehen Sie es denn nicht? Immer noch eines!“ entgegnete er.

„Eines... was denn?“

„Noch ein Portrait mit einer Brille! Das ist nun das einunddreißigste, welches daran kommt, sie haben alle Brillen, alle!“

Wirklich hatten sie auch sämmtlich Brillen, und zwar von allen erdenklichen Sorten: Brillen, Lorgnon's, Augenklemmer, Nasenklemmer, grüne Gläser, blaue Gläser — kurz, es wurden gegen dreihundert Gemälde oder vielmehr Portraits verkauft, von denen jedes einem Optikus hätte als Aushängeschild dienen können.

Nach den Gemälden kam man zu den Stahlstichen, Zeichnungen, Radirungen und Kupferstichen. Es gab deren zu Tausenden, die immer stoßweise zusammengelegt und so versteigert wurden — alle diese Bilder stellten nur Personen vor, die mit irgend einer Art von Brillen versehen waren. Da gab es Pharisäer, Gelehrte, Bucherer, Pfandleiher, Aerzte, Mönche, Studer, Künstler, Arbeiter, alte Damen und Schüler, Juden, Türken und Christen — alle mit Brillen und Augengläsern bewaffnet.

Für diesen Sammler hatten ein Raphael, ein Titian, ein Rembrandt nur dann Werth, wenn sie mit einer Brille geschmückt waren — dies war für ihn die Signatur des Gemäldes, eine andere existirte für ihn nicht. Der unglückliche Kunstliebhaber

hatte 80 bis 100,000 Francs auf seine Sammlung verausgabt, seine Erben zogen vielleicht kaum tausend Thaler wieder heraus.

Ebenso starb vor nicht langer Zeit ein anderes Original, der Baron von F., dessen Schloß nach seinem Tode gerichtlich versiegelt und, da sich keine Erben meldeten und überhaupt keine vorhanden zu sein scheinen, vom Fiskus mit Beschlagnahme belegt wurde. Man fand die Möbel größtentheils im erbärmlichsten Zustande — die Tische und Stühle wackelten auf drei oder auch bloß zwei Beinen, die Tapeten hingen von den Wänden, die Spiegel waren mit Modersfäden bedeckt und zerbrochen — Vorhänge existirten gar nicht oder im Zustand von Lumpen. Einige Gemächer in dem weiten Schlosse waren seit wenigstens zehn Jahren gar nicht geöffnet worden und die darin enthaltenen Möbel durch Staub und Moder ganz unkenntlich geworden.

Der gute Baron hatte sehr ärmlich und zurückgezogen gelebt, so daß ihn Jeder für armelig und dürftig gehalten hatte — er besaß aber auch eine Sammelwuth, er sammelte Geld, ohne zu wissen für wen oder zu was, denn sich selbst und denen, die um ihn waren, vergönnte er keinen Lebensgenuß.

In den Schubladen der alten wackigen Schreibtische fand man unter vergilbten, verwitterten Papieren zusammen eine Summe von hunderttausend Francs in Gold und Bankbillets, fünfzigtausend Francs in Anweisungen zahlbar nach Sicht steckten in den Taschen zerlumpfter Kleidungsstücke, hunderteinundneunzigtausendvierhundert Francs in trefflichen Aktien lagen auf dem Boden eines Kleiderschranks und schienen dort vergessen und dem Zahn der Ratten überliefert zu sein. Außer diesen Schätzen besaß der Baron aber noch ein Vermögen, welches auf eine Million geschätzt wurde. Die Diensthofen hatten nie gewagt, in gewisse Zimmer einzudringen, denn ein altes verrostetes aber geladenes Pistol, welches mit einem Draht und einem Klingelzug in Verbindung stand, wehrte Jedem den Eingang.

Nach langem Suchen entdeckte man auch schließlich in einer Schublade das Testament des Verstorbenen, welches den Vater desselben zum Universalerben einsetzte; da derselbe jedoch schon seit langer Zeit todt ist, hat das Testament natürlich gar keine Gültigkeit mehr.

Der Baron verließ niemals das Schloß und dessen nächste Umgebungen; er war stets allein und die einzige Gesellschaft, welche er liebte, war die seiner Katzen, deren stets wenigstens dreißig um ihn herumspazierten. Außerdem besaß er noch eine Kalesche, die er fast nie benutzte, ein altes Pferd und einen Esel. So lange der Baron lebte, kümmerte sich Niemand um ihn und er wurde nie von Verwandten belästigt, die der Meinung waren, es sei Nichts bei ihm zu holen; seitdem aber das Gerücht so kostbare Entdeckungen über seinen Nachlaß gemacht, haben sich doch mehrere Erben gemeldet, die dem Fiskus gern den fetten Bissen streitig machen möchten.

Noch von einem dritten Original wollen wir erzählen, das unlängst in Paris verstorben ist. Als seine Erben Alles durchforschten, um das Testament aufzufinden, welches ihnen sagen sollte, wer unter ihnen der Glückliche sein würde, dem das schöne Vermögen des unverheiratheten Onkels zufiele, fanden sie anstatt

des Testaments ein sehr umfangreiches Manuscript, die Arbeit von fünfzig Lebensjahren des Verstorbenen, und was enthielt dieses Manuscript? Nichts Geringeres als eine äußerst detaillirte, gelehrte und originelle Abhandlung über — die Budkligen, die statistische Aufzählung derselben in allen Ländern der Erde, ihr Verhältniß zu der übrigen Bevölkerung, die möglichen Ursachen ihrer Mißgestalt und warum es da oder dort mehr derselben gäbe.

Unser Mann, der reich, unverheirathet, unabhängig und mit einer eisenfesten Gesundheit begabt war, hatte kein Opfer, keine Anstrengung, keine Gefahr gescheut, um die unzähligen Beobachtungen zu sammeln, die in seinem mächtigen Werke auf mehr als zweitausend Blättern zusammengetragen waren. Er war überall selbst herumgereist, zuerst in ganz Frankreich, wo er die Anzahl der Budkligen in jeder Gemeinde aufführt, dann im ganzen übrigen Europa; hierauf war er über das Weltmeer geschifft, hatte Nord- und Südamerika, Neuseeland, Indien, China, Cochinchina und Japan, Nubien, Abyssinien, die Sahara mit ihren Araberstämmen, Guinea und ganz Afrika, von den Quellen des Nils bis zu den Fällen des Zambeze durchstöbert und überall seine Betrachtungen und Berechnungen angestellt.

In der gemäßigten Zone von Europa fand Herr Gilbon die meisten Budkligen, doch macht hiervon Spanien eine Ausnahme, wo es deren ungewöhnlich viele giebt. In einem kleinen Flecken am Fuße der Sierra Morena zählt er einen Budkligen auf dreizehn wohlgewachsene Einwohner. Doch wir wollen nichts weiter über dies seltsame Werk erzählen; wir könnten sonst damit den Erben des Verfassers vorgreifen, welche gewiß das Manuscript durch den Druck veröffentlichen werden. F.

(Der norddeutsche Bauer.) Vor wenigen Tagen ging ein Birkger aus dem norddeutschen Städtchen Peine in Geschäften auf ein zwei Stunden weit entferntes Dorf. Da der Weg sehr schmutzig und er überdies ein schlechter Fußgänger war, so riefte er nach Beendigung seiner Geschäfte einem Bauer, den er kannte, auf den Hof und fragte ihn, ob er ihn nicht gegen Vergütung von einem Thaler wolle nach Hause fahren lassen?

Der Bauer erwiderte sehr lakonisch: „Nee.“

„Auch nicht für anderthalb Thaler?“

„Nee.“

„Nun, wenn Sie nicht wollen, thut es vielleicht ein Anderer. Aber wie ist's, Sie bringen ja öfters Holz nach der Stadt, haben Sie noch Reisholz?“

„Ja, das könnt Sei noch kriegen.“

„Was kostet denn das Schod?“

„Einen Dabler.“

„Dann bringen Sie mir anderthalb Schod, aber ja heute noch.“

„Ja, das is mit einerlei, Krishan soll glick uplahn und anspannen. Wet sei wat, denne blichen Sei man hier und settet sit mit up den Wagen, Krishan soll vorn nen Sig taurechte maken; er sind sonst doch Ihre Hus nich.“

Es dauerte nicht lange, so war das Holz aufgeladen, Christian hatte auch einen Sig für den Stadtherrn eingerichtet, die

Fahrt ging fort, der Städter zahlt nun für seine Reise andert-
halb Thaler und bekommt noch anderthalb Schock Reichholz
dazu. — F.

(Ein Katzenfreund.) Ein deutscher Farmer in einem Dorfe
der Nordstaaten Amerikas zog im Jahre 1862 mit in den Krieg,
da er sich für einige Zeit hatte anwerben lassen. Bei seinem
Abschiede legte er seiner Frau dringend an's Herz, sie solle die
Hauskatze, die er sehr liebte, recht gut verpflegen und ihm zu
Gesallen ja keines von deren Jungen fortschaffen oder umbringen.
Die Frau war gutmüthig und gewissenhaft genug, dieses Ver-
sprechen pünktlich zu erfüllen und als vor wenigen Wochen ihr
Mann nach abgelaufener Dienstzeit wieder zum heimischen Heerd
zurückkehrte und nach den ersten Begrüßungen des Wiedersehens
auch nach der geliebten Miez fragte, führte sie ihn in die
Scheune und zeigte ihm daselbst das gute Thierchen mit allen
ihren Nachkommen, deren Anzahl nicht weniger als 149 — sage
hundertneunundvierzig! betrug, die in patriarchalischer Glück-
seligkeit zusammen lebten, obgleich die Nachbarschaft sich oft über
das vollstimmige Concert bitter beklagte. — F.

(Londoner Armuth.) Ein Bild im Thackeray'schen Genre,
das von dem großen Humoristen entworfen sein könnte und die
besten Eigenschaften seines Styles an sich trägt, brachten vor
kurzem die Londoner Tagblätter. Die Geschichte war nichts
als der trodene Bericht über die Verhandlungen einer Todten-
schaujury, aber das Pathetische und Drollige war so innig und
natürlich gemischt, daß die Farben in einander liefen und der
Leser nicht lachen konnte, ohne seine Seele von Trauer bewegt
zu fühlen, und zu tiefem Mitleid erregt wurde, während er
unwillkürlich lachen mußte. Von den neueren englischen Hu-
moristen würde außer Dickens und Thackeray kein anderer im
Stande gewesen sein, ein so einfaches, rührendes, melancholisches
und phantastisches Gemälde von Armuth und Tod zu entwerfen,
als das in dem erwähnten Todtenschauberichte enthaltene.

George Marjoram war ein Stallarbeiter, der in einer Stube
eines Hauses einer der finsternen, engen Gassen, die nach der
trostlosen Wildniß von Clerkenwell führen, wohnte und starb.
Sein Zimmer hatte er zu theilen mit zwei anderen Männern,
von denen der eine, ebenfalls Stallknecht, mit ihm in demselben
Bette schlief, während der andere, ein Pfisterer, als Mann von
größerer Einnahme, im Stande war ein Bett für sich allein zu
haben. Die Betten werden kurz als „Hausen von Lumpen“
beschrieben. Das ganze andere Meublement des Zimmers be-
stand aus zwei alten Stühlen und einem zerbrochenen Tisch,
der nur noch zwei Beine hatte und auf der einen Seite auf
einem Badsteinhaufen ruhte, den der Pfisterer zusammengetra-
gen hatte. Es war — sagte der inspicirende Todtenschaubeamte
— „in jeder Hinsicht ein jämmerlicher Aufenthalt.“ So elend
die Wohnung auch war, jeder der beiden Arbeiter, welche zu-
sammenschliefen, hatte wöchentlich einen halben Thaler und der
Pfisterer einen Gulden dafür zu bezahlen. Zu Anfang ver-
gangener Woche wurde Marjoram krank und holte sich Medizin

von einem benachbarten Hospital. Sein Schlaffamerad, Fre-
derick Adams, der vorzugweise die Geschichte vor der Todten-
schau-Jury zu erzählen hatte, legte ihn am Mittwoch Abend zu
Bette, ungefähr um 10 Uhr. Adams saß auf dem Bette und
wachte neben seinem kranken Kameraden bis kurz nach 12 Uhr.
Schon schickte er sich an, das Licht auszublafen, als der kranke
Mann „mich anblickte, seinen Mund zum Lachen verzog und
dann starb. Und das ist Alles, was ich davon weiß.“ Adams
war ein Stoiker in seiner Art. Er hatte für seinen kranken
Schlaffameraden Alles gethan, was er thun konnte; aber der
Mann war todt, und damit die Sache zu Ende. Dabei machte
er keinen Värm. „Wozu hätte es dienen können, irgend Jemanden
zu beunruhigen, da er todt war?“ — fragte er. In dem-
selben Zimmer schlief der Pfisterer, der als Luxus einen gan-
zen Lumpenhaufen für sich allein hatte; aber „es konnte zu
nichts führen, ihn zu stören,“ sagte der stoische Stallknecht.
Was jedoch that Adams? Er löschte sein Licht aus und legte
sich zum todtten Mann ins Bett. Bei dieser Mittheilung bra-
chen der Coroner und die Geschworenen in laute Ausrufe des
Unglaubens oder Schandens aus. Adams ließ sich durch diese
Unterbrechungen nicht irre machen, sondern fuhr fort: „Ich
schlief bei ihm, natürlich; ich hatte keine Ursache, mich vor ihm
zu fürchten, aber er war sehr kalt.“ Diese Thatsache scheint
einen tiefen Eindruck auf das Gedächtniß des armen Stallknechts
gemacht zu haben, denn er kommt im Verlaufe seiner Zeugen-
ausgabe nochmals darauf zurück und sagt: „Ich fand ihn sehr
kalt die ganze Nacht!“

Der arglose Pfisterer schlief bis zum frühen Morgen, stand
dann auf und ging zu seiner Arbeit, ohne die geringste Ahnung
davon, daß er die Nacht mit einem Leichnam in demselben
Schlafzimmer zugebracht hatte. Adams verließ das Haus um
5 1/2 Uhr Morgens, um zu seinem Tagewerk zu gehen. Er
sprach mit Niemandem über den Tod, denn sein Hauswirth,
der Vertreter des Bestes in unserem Familiendrama, war ein
Nacht-Droschkentutscher, der nie vor dem Morgen nach Hause
kam und dann den ganzen Tag über schlief. Um 9 Uhr Abends
kehrte Adams zurück und fand dann zuerst Gelegenheit zu er-
zählen, wie sein armer Schlaffamerad dahingegangen war. Der
einzige andere Zeuge, der noch etwas zur Geschichte des Todes-
falles beizutragen wußte, war eine Frau, die in einem Zimmer
nebenan wohnte. Diese scheint den Patienten am Tage vor
seinem Tode mit theilnehmender Güte gepflegt zu haben. We-
nige Stunden vor seinem Tode fragte er sie, ob sie ihm rathen
würde, noch etwas mehr von dem „Doctorstoff“ zu nehmen, den
er vom Hospital erhalten hatte. Wir wissen nicht, ob er den
Stoff wirklich nahm, aber wir wissen, daß er nicht lange darauf
sein Gesicht zum Lachen verzog und starb. Adams beschrieb
den Charakter und die Lebensweise seines verstorbenen Kamera-
den folgendermaßen: „Er betrank sich nie; er hatte kein Geld,
keine Freunde und nur die Kleider, die er immer trug, und“ —
fügte er hinzu — „das ist gerade so, wie bei mir.“